



Unverkäufliche Leseprobe

Antonia Michaelis

Drachen der Finsternis



14 x 21,5 cm, Hardcover
448 Seiten, ab 13 Jahren, Januar 08
14,90 EUR [D]
15,40 EUR [A], 27,50CHF
ISBN: 978-3-7855-5989-5
www.loewe-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© 2007 Loewe Verlag, Bindlach

CHRISTOPHER TRÄUMT

„Wer, wer bist du?“, keuchte Christopher. „Wo bist du?“

„Mein Name ist Jumar“, antwortete eine Stimme aus der Luft. „Und ich würde sagen, wo ich bin, hast du gerade gemerkt. Streck deine Hand aus.“

Christopher zögerte. Was würde er fühlen, wenn er gehorchte? Schuppen, Fell, Klauen, Zähne? Dies war ein Albtraum, es konnte nicht wirklich sein.

„Streck deine Hand aus“, wiederholte die Stimme etwas ungeduldig. Sie schien es gewohnt zu sein, dass man ihr gehorchte.

Christopher fühlte, wie eine andere Hand seine nahm und führte, und gleich darauf spürten seine Finger Haut, Haar ... ein Gesicht.

„Siehst du?“, fragte die Stimme – was eine unsinnige Frage war. Natürlich sah Christopher nichts. „Ich bin genauso da wie du. Man kann mich nur nicht sehen.“

„Wie– wieso nicht?“

Die Stimme seufzte. „Keiner weiß das. Ich wurde so geboren. Es hat seine Vor- und Nachteile. Im Übrigen bin ich der Sohn des Königs.“

„Aha“, sagte Christopher verständnislos. „Bitte – welches Königs?“

„Na – *des* Königs!“, rief die Stimme. „Woher kommst du denn, dass du nicht weißt, wer der König ist!“

„Aus meinem Zimmer“, antwortete Christopher wahrheitsge-

treu. „Eben saß ich noch auf meinem Bett, und dann stand ich hier im Urwald.“

„Du spinnst“, sagte die Stimme. „Aber Hauptsache, du hilfst mir. Ich bin in eine Falle geraten, so ein Eisending. Frage mich, was für Tiere sie damit fangen. Man müsste die Feder irgendwie aufbiegen ... hier, spürst du sie? Sie ist unsichtbar geworden, weil sie meine Haut berührt. Das ist eines der anderen ärgerlichen Dinge, die geschehen.“

Die Hand führte Christophers Finger über raues, rostiges Eisen, und er fasste in etwas Feuchtes: Blut. Christopher zuckte zurück.

„Ich kann kein Blut sehen“, sagte er.

„Na fein“, sagte Jumar, „du siehst ja auch keins, es ist schließlich unsichtbar. Wenn du hier mal ziehen würdest, dann ziehe ich auf der anderen Seite ...“

So zogen sie gemeinsam an den Eisenkiefern der Falle, mühten sich ab und rangen gemeinsam nach Atem, und schließlich spürte Christopher, wie sich die Eisenstücke bewegten, Millimeter für Millimeter. „Es – es funktioniert“, keuchte Jumar. „Weiter! Weiter!“

Christopher kniff die Augen zu, biss die Zähne zusammen und zog mit aller Kraft. Er stellte sich vor, es wäre sein Bruder Arne, der in der Falle saß, stemmte seine Beine in den Boden und zog ... „Warte“, hörte er Jumar flüstern, „so müsste es gehen. Noch ein wenig ...“

Christopher fühlte, wie ihn die blutfeuchte Haut streifte.

„Lass los“, sagte Jumar. „Aber vorsichtig. Sie wird wieder zuschnappen.“

Gehorsam zog Christopher seine Finger zurück, und vor ihm klickte es metallisch. Gleich darauf lag eine eiserne Falle vor ihm auf dem Blätterboden. Als er die aufeinandergreifenden Zähne vorsichtig berührte, fühlte er Blut daran kleben – unsichtbares

Blut. Und jetzt sah er auch den Schuh, der daneben lag. Doch kaum hatte er ihn entdeckt, da löste sich der Schuh auch schon in nichts auf. Alles, was von ihm blieb, war das leise Geräusch einer sich schließenden Schnalle.

Sein unsichtbares Gegenüber hatte den Schuh wieder angezogen.

„Bitte“, sagte Christopher, „erkläre mir – alles, was du berührst, wird unsichtbar?“

„Nur die unbelebten Dinge“, antwortete Jumar. „Und Wasser, zum Beispiel, bleibt, wie es ist. Erde und Stein auch. Es ist eine Frage des Ausprobierens. Wenn ich barfuß ginge, würden vermutlich die toten Blätter auf dem Boden verschwinden. Aber der Weg würde bleiben, wo er ist. Meistens trage ich übrigens Handschuhe. Damit die Sachen, die ich hochhebe, nicht verschwinden. Zum Schuheanziehen ist es allerdings unpraktisch.“

„Interessant“, sagte Christopher.

„Tu mir einen Gefallen“, meinte Jumar, „und sag dieses Wort eine Weile nicht mehr.“

Eine halbe Stunde später saßen sie gemeinsam auf einem Felsen am Wegesrand und blickten in ein Tal hinab, durch das sich ein Fluss in leuchtend blauem Gewand schlängelte.

Eigentlich saß Christopher alleine dort. Aber neben ihm gab es eine Stimme, die ihm eine unglaubliche Geschichte erzählte.

Eine Geschichte von einer schlafenden Frau und einem Garten unter einer riesigen Glaskuppel, von Drachen, die in den Bergen lebten und Farben fraßen, von einem sterbenden Diener und von einem König, der sein Land vergessen hatte. Es wäre ein Märchen gewesen, wären nicht die Flugzeuge darin vorgekommen und die Ärzte und die Computerkurse des Thronfolgers und die Panzer.

„Und nun erzähle du mir etwas über dich“, sagte die Stimme

ohne Gesicht. „Ich weiß noch immer nichts als deinen Namen. Wieso bist du hergekommen?“

Das liegt daran, dass du die ganze Zeit über redest, dachte Christopher.

„Ich heiße Christopher“, antwortete er etwas steif.

„Und wieso bist du hergekommen, Kri... Kissen... Kisch...?“ fragte Jumar.

„Christopher“, verbesserte Christopher, um Zeit für eine Antwort zu gewinnen.

„Krischnofer. Wieso bist du hier?“

Ich weiß es nicht, wollte Christopher antworten. Doch dann sagte er etwas anderes.

Er sagte: „Ich glaube, ich bin gekommen, um meinen Bruder zu finden. Arne. Er ist schon neunzehn, und er war eine Weile in Nepal, um in einem Kinderheim zu arbeiten. Er tut solche Dinge. Alle haben ihn gern.“

„Und wo ist er jetzt?“

Christopher seufzte. „Das“, sagte er, „weiß keiner so genau. Sie glauben, die Maoisten haben ihn entführt. Aber sicher ist sich keiner. Er wollte im Annapurnagebiet wandern gehen, ganz alleine ... er ist nicht zurückgekehrt.“

Jumar schwieg eine Weile. Er schwieg so lange, dass Christopher begann, an seiner Existenz zu zweifeln. Vielleicht saß er doch alleine auf dem Felsen über dem unverschämt blau glitzernden Fluss?

Er streckte die Hand aus – und spürte, wie eine andere Hand sie drückte.

„Ich bin unterwegs“, sagte Jumar, „um das Lager der Aufständischen zu finden. Und du bist unterwegs, um deinen Bruder zu finden. Und vielleicht ist beides ein und dasselbe. Warum gehen wir nicht zusammen?“

Christopher lächelte. „Hat jemand behauptet, dass wir nicht

zusammen gehen? Ich meine, natürlich ist dies ein Traum, und ich werde bald daraus aufwachen, aber solange ich ihn träume, kann ich ihn ebenso gut mit dir zusammen träumen.“

Das war ein sehr schöner Satz, fand Christopher, und es war eigentlich schade, dass keines der Mädchen aus seiner Schule ihn gehört hatte – jener Mädchen, die ihre Tage stets damit verbracht hatten, einen von Arnes schönen Sätzen abzubekommen.

Der Weg wurde steiler, und grobe, steinerne Stufen schlichen sich hinein. Zuerst ging Jumar voran, doch Christopher stieß andauernd gegen ihn. Es war nicht besonders praktisch, unsichtbar zu sein.

So führte Christopher, und hinter sich hörte er Jumars schweren Atem und manchmal das Knacken eines Astes unter seinen Sandalen. Wenn der Weg eben war, sprachen sie miteinander. Solange Christopher sich nicht nach Jumar umdrehte, konnte er sich vorstellen, es wäre ein ganz normaler Mensch, mit dem er unterwegs war, und das war in jedem Fall ein besseres Gefühl, als dauernd mit einer Stimme zu sprechen, die mitten aus der Luft kam.

„Wo befindet sich dieses Lager der Aufständischen?“, fragte Christopher. „Weißt du den Weg dorthin? Wie weit ist es?“

„Oh, wir werden uns erkundigen“, antwortete Jumar. „So genau weiß ich natürlich nicht, wo es ist, und vielleicht ist es nicht leicht zu finden. Aber es ist irgendwo hier in diesen Bergen.“

„Ach was“, meinte Christopher, „da kann es sich ja nur um Wochen handeln, bis wir hinkommen.“

Vielleicht war es gut, dass er nicht wusste, wie viel Wahrheit in seinen Worten lag.

„Sag mal“, fragte Jumar später, „wie kommt es eigentlich, dass du so ... normal aussiehst? Hast du nicht erzählt, du wärst aus Holland oder Schweden oder so?“

„Deutschland“, verbesserte Christopher.

„Alles das Gleiche“, sagte Jumar. „Wieso bist du nicht groß und blond?“

„Du meine Güte! Nicht alle Deutschen sind blond und trinken rund um die Uhr Bier vor dem Fernseher!“

„Aber du siehst aus wie die Leute hier“, beharrte Jumar. „Ich habe oft am Fenster gestanden und die Touristen beobachtet, die über den Durbar Square gingen. Und ich kenne eine Menge von euren Filmen. Die Leute darin sind groß und plump und bewegen sich mit der Eleganz von Elefanten.“

„Tatsächlich? Und ich?“

„Du bewegst dich ganz normal, finde ich. Du hast die richtige Größe, und dein Gesicht ist nicht seltsam sondern auf die richtige Art geformt.“

Christopher seufzte. „Da, wo ich herkomme, sehen die Leute das anders. Ich hatte diese Großmutter. Sie kam aus Nepal.“

„Sprichst du deshalb unsere Sprache?“

„Eure Sprache?“ Bisher hatte Christopher überhaupt nicht darüber nachgedacht. Sprach er nepali? Anfühlen tat es sich wie deutsch.

„Es muss an diesem Traum liegen“, murmelte er verwirrt. „Es ist ja nichts weiter. Nur ein Traum. In Träumen kommt das schon einmal vor, dass man plötzlich fremde Sprachen spricht. Es wird wirklich höchste Zeit, dass der Morgen kommt und ich aufwache.“

Der Morgen jedoch kam nie, und die Auswüchse von Christophers Traum sollten für lange Zeit immer dunkler und beunruhigender werden, und der Strudel an Ereignissen, in den sie ihn rissen, weigerte sich standhaft dagegen, durch das Licht eines Sonnenstrahls in seinem Zimmer zu verblassen.

Im Gegenteil: Der Traum, der keiner war, wurde wilder und wilder.

Nach einer schier endlosen Zeit des Aufstiegs gaben die riesigen, schlingpflanzenbehangenen Bäume den Blick auf eine Hochebene frei, und ein hellgrüner Ozean aus Reisfeldern erstreckte sich vor ihren Blicken. In der Ferne lagen die braunen Dächer eines Dorfes. Ein Windhauch strich über die Reispflanzen, und als sich die Halme unter seinen sachten Fingern bogen, war es, als kräusle sich eine ungewöhnlich grüne Meeresoberfläche. Christopher blieb stehen und lauschte. Da war das Rieseln von Wasser, und dann war da noch ein Geräusch in der Luft – war das der Wind in den Zweigen des Urwaldes?

Jumar sah ihn lauschen. „Was du hörst, ist die Bewässerung der Felder“, sagte er. „Der Reis steht im Wasser, und das Wasser läuft in Rinnen von einem Feld zum nächsten. Ich habe das System in einer meiner Unterrichtsstunden gelernt –“

Christopher legte den Finger an die Lippen. „Das ist es nicht“, flüsterte er. „Hörst du jenes andere Geräusch? Über uns, in der Luft?“

„Der Wind“, sagte Jumar gleichgültig, und seine Stimme wanderte an Christopher vorbei, aus dem Wald hinaus auf die Reisfelder. „Oder die Zikaden. Du machst dir zu viele Gedanken. Komm! Da vorne ist ein Dorf, und vielleicht finden wir dort etwas Essbares. Ich bin am Verhungern.“

Christopher zögerte. Das Geräusch in der Luft war jetzt näher herangekommen. Es war wie ein winziges Zischeln, ein leises Rascheln, ein beunruhigendes Knistern, das sich heimlich heranschlich. Im Grün der Reisfelder sah er die bunten Tupfen einzelner Arbeiter, und auch sie richteten sich jetzt auf, um zu lauschen. Da war ein Zischen und Flattern in der Luft, als näherte sich ein Schwarm Vögel, ein riesiger Schwarm Vögel, Hunderte, Tausende –

Der Wind war stärker geworden und die vielen winzigen Stimmen des Waldes verstummt.

Christopher sah auf. War dort nicht etwas wie ein Umriss hoch oben über den Wipfeln der Bäume zu erahnen, in dessen Schatten er stand? Bewegte sich da nicht eine große Gestalt über ihn hinweg?

Sekunden später sah er, wie die Menschen auf den Feldern begannen zu laufen. Sie rannten die schmalen Pfade zwischen den Reisfeldern entlang auf das Dorf zu, das Christopher in der Ferne entdeckt hatte: stolperten, fielen und rappelten sich wieder auf, und als eine der Frauen in einer roten Bluse sich umdrehte, da glaubte er, das Entsetzen auf ihrem Gesicht zu sehen wie eine Maske: furchterregend und verzerrt.

Irgendwo in seinem Inneren schloss sich eine kalte Faust um seine Eingeweide.

„Jumar!“, rief Christopher. „Wo bist du? Komm zurück!“

Aber er wartete nicht auf die Antwort. Er sprintete los, voran auf dem Pfad, der aus dem Wald hinausführte, stieß gegen einen unsichtbaren Körper und riss ihn zurück in den Schutz des Waldes. Schutz wovor?

Keuchend stand er zwischen den Blätterarmen des Unterholzes und starrte mit Jumar zusammen auf die grüne Fläche der Felder hinaus, bis seine Augen brannten. In seinem Herzen aber brannte die Angst, die Angst vor dem Unbekannten.

Und dann sahen sie den Schatten auf der grünen Oberfläche der Felder. Er bewegte sich darüber hinweg wie ein riesenhafter Fisch, und es war, als erzitterten die Halme unter seiner Berührung. Christopher hob seinen Blick zum blauen Himmel, doch der Himmel war nicht länger blau. Etwas bedeckte ihn – zuerst glich es einer bunten Wolke, aber die Wolke besaß eine Form. Sie besaß einen Kopf und zwei riesige Schwingen, sie besaß Klauen und einen peitschenden Schweif, und nun schien sie dichter als zuvor: Es war ein Drache.

Ein Drache wie die, von denen Jumar gesprochen hatte.